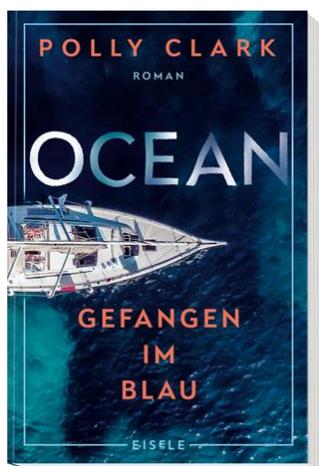


Polly Clark

DIE FAHRT INS BLAUE

WIE DIE ÜBERQUERUNG DES GOLFS VON BISKAYA
MEIN LEBEN UND MEIN SCHREIBEN VERÄNDERT HAT



Ich hatte mir in London ein Boot geholt, eigentlich bloß als Unterkunft – mit der Begeisterung für das Meer und die Schifffahrt, die daraus folgen würde, hatte ich nicht gerechnet.

Im Yachthafen lernte ich erfahrene Seefahrer kennen, Menschen, deren ganzes Sein von der Beziehung zum Meer geprägt war. Sie sprachen von ihren Schiffen mit einer intensiven, fast romantischen Anhänglichkeit – ihre Hingabe ließ mich staunen. Was hatte es nur auf sich mit dem Ozean? Warum entschlossen sich Menschen, ihn zu überqueren, was gefährlich und teuer werden konnte, während wir anderen es uns mit einem Flugzeug einfach machten?

Die Frage ließ mich nicht mehr los. Dahinter schien sich ein Geheimnis zu verbergen, in das ich nicht eingeweiht war – ein Verständnis der Welt, des Lebens selbst, das mir fehlte. Und der Zugang zu diesem Verständnis war offenbar ein Boot. Ich bin von Natur aus neugierig. Wenn es da draußen eine Antwort auf die Rätselhaftigkeit der Welt gibt, dann möchte ich sie finden. In meinem Kopf nahm allmählich eine Geschichte Gestalt an – eine Familie, zerbrochen und traumatisiert, die lossegelt auf der Suche nach Heilung, nach Frieden und Antworten. Um ihnen diese Antworten mitgeben zu können, musste ich sie zuerst selbst finden.

Und so kam es, dass ich mich eines Abends durch eine Website scrollte, auf der verschiedene Möglichkeiten angeboten wurden, als Crewmitglied auf einer Yacht anzuheuern. *Keine Erfahrung notwendig*, versprach eine Anzeige. Was für mich ein Glück war, denn ich hätte nicht einmal einen gescheiterten Knoten hinbekommen. Aber ich wusste, was ich wollte: das Blau des Wassers – den offenen Ozean. Ich meldete mich an für eine Reise über den Golf von Biskaya, ein Meeresabschnitt, der berüchtigt ist für seine Stürme und seine Unberechenbarkeit.

Es war kurz nach der Coronapandemie. Die Welt war im Lockdown gewesen, zu Hause fiel mir die Decke auf den Kopf. Reisen war seit Kurzem wieder erlaubt, und so kam es, dass der Ozean – weit, unbekannt, grenzenlos – mit einer größeren Dringlichkeit als je zuvor nach mir rief.

WIE SICH HERAUSSTELLT, IST SEGELN GAR NICHT SO LEICHT

Falls ich mich darauf eingestellt hatte, schnell mit Erkenntnissen belohnt zu werden, dann hatte ich mich geirrt. Ich war das Paradebeispiel dafür, wie man sich auf einem Boot *nicht* verhalten sollte – mehr Last als Hilfe, eine Quelle für gelegentliche Unterhaltung und Frustration. Vom ersten Tag an schallte ein verzweifelt gerufenes »Pooollyyyy!« über das Deck – der Skipper, der mich immer wieder auf neue Fehler aufmerksam machte. Einer der ersten war, dass ich trotz wiederholter Ermahnungen vergessen hatte, die Luke in meiner Kabine zu schließen. Jedes Mal, wenn sich das Boot gegen eine Welle stemmte, strömte literweise Wasser hinein und überflutete nicht nur meine Kabine, sondern auch den Salon.

Dann war da noch der eigentlich simple Akt des Laufens. *Eine Hand fürs Boot, die andere für dich selbst*, hieß es immer, was mir nicht intuitiv erschien – bis ich zum zehnten Mal übers Deck schlitterte und ein weiteres Handy ins Meer fallen ließ.

Und natürlich die Seekrankheit. Sie traf mich schnell und schonungslos. Ich probierte alles – Tabletten, Ingwer, den Blick hinaus auf den Horizont –, aber mein Körper hatte andere Pläne. Viele Stunden verbrachte ich damit, reglos im Unterdeck zu liegen, neuen Halt zu finden und meine Aufgaben zu erledigen, ohne mich zu übergeben.

Falls *darin* das große Geheimnis des Segelns bestand, wollte ich es gar nicht verstehen. Ein Boot erschien mir bloß wie eine besonders schmerzhafteste Art, von A nach B zu kommen: gefährlich, ermüdend und vor allem ungemütlich. Ich konnte das Ruder nicht beherrschen, konnte den Blick nicht auf den Horizont gerichtet halten und gleichzeitig auf Kurs bleiben, konnte nicht verstehen, was an dieser Erfahrung so berauschend sein sollte.

Dann kam der größte Schock. Am Tag, an dem wir von Falmouth aus in See stachen, fragte ich, was der Plan für die Nacht sei – wo wir andocken, Rast machen würden. Der Skipper holte eine Liste der Crew hervor.

»Wir halten nicht an«, sagte er. »Wir fahren in Schichten weiter – vierundzwanzig Stunden am Tag.«

Scheiße. Mein Körper streikte. Das hier war kein Abenteuer, sondern ein Schiffbruch in Slow Motion. Eine einzige Belastungsprobe. Der Schlafmangel, die ununterbrochene Bewegung, die ständigen Fehler – es kam mir immer mehr vor wie die erste Phase der Mutterschaft, in der man jedes Zeitgefühl verliert und niemals Feierabend hat.

DIE MITTERNACHTSSCHICHT

Am Ende war es die Aufgabe, vor der ich mich am meisten drücken wollte – die Schicht zwischen Mitternacht und Morgendämmerung –, die mir die gewünschte Erkenntnis brachte.

Schichten werden in Zweierpaaren abgehalten. In der nächtlichen Stille des Ozeans, wenn man den Mondschein nur mit einem Gefährten teilt, ändert sich etwas. Genau wie Dichter sind auch Seefahrer nicht besonders gut im Small Talk. Während der Nachtschicht werden jedoch plötzlich Vertrautheit und tiefere Verbindungen möglich.



© Murdo McLeod

Als ich mich eines Abends mit meinem festen Schichtpartner unterhielt – einem sanftmütigen dänischen Seemann –, tauchten plötzlich spielende Delfine neben uns auf. Es war, als würde das Boot unter unseren Füßen zum Leben erwachen.

»Wenn du auf dein Boot aufpasst, passt es auch auf dich auf«, erklärte mir mein dänischer Freund.

Da begriff ich, dass es diese Beziehung war, die ich versucht hatte zu verstehen – die Hingabe, die Verbundenheit, die Liebe. Es ging nicht um Eroberungen oder Durchhaltevermögen oder darum, von A nach B zu gelangen. Es ging um Vertrauen und darum, sich etwas Größerem hinzugeben.

In der Ferne zeichnete sich die Morgendämmerung ab. Einen atemberaubenden Moment lang waren Sonne, Mond und die blaue Krümmung der Erde gleichzeitig sichtbar. Ein Gefühl von Frieden breitete sich in mir aus, eine instinktive Klarheit darüber, dass wir nur winzige Fragmente auf einem kleinen Boot sind, die auf einem weiten, ruhelosen Ozean treiben – auf einem *Planeten*. Trotzdem fühlte ich mich geborgen.

In diesem Augenblick empfand ich eine unbeschreibliche Zärtlichkeit für diese blaue Kugel, die durchs Universum kreist. Es kam mir nicht mehr so vor, als wäre ich dem Ozean gleichgültig. Er war mir ein Zuhause geworden.

Ich wusste, dass es ebendieses Geschenk war, nach dem ich gesucht hatte.

EINE NEUE SICHTWEISE

So hatte ich also meinen Sinn gefunden – eine Verbundenheit, nach der ich mich für immer sehnen würde. Es gibt viele Belege dafür, dass es unserer Psyche guttut, in der Nähe von Wasser zu sein. Ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen: Erst *auf* dem Wasser wird uns eine Grenzerfahrung zuteil, die Besinnlichkeit, Verbindung und Dazugehörigkeit ermöglicht.

Mein Ziel war es gewesen, herauszufinden, was so viele Menschen am Segeln begeistert. Anfangs hatte ich geglaubt, dass ich die Erklärung in den großen Momenten finden würde – in den Stürmen, den Erfolgserlebnissen, den Ausnahmesituationen. Stattdessen fand ich sie in den kleinen Momenten. In der stillen Zweisamkeit der Nachtschicht. Darin, wie sich das Boot unter uns bewegt, lebhaft und mit eigenem Bewusstsein, voller Sehnsucht nach Aufmerksamkeit und Fürsorge. Wie winzig man sich auf dem Meer vorkommt – und in all dieser Winzigkeit frei.

Natürlich war ich erleichtert, den Sinn gefunden zu haben, nach dem ich gesucht hatte – um die Reise in meinem Roman plastisch zu machen, um meiner gebrochenen Familie in *Ocean* einen Grund zu geben, diesen Schritt zu wagen. Je mehr ich mich jedoch an die praktischen Abläufe des Segelns gewöhnte, desto mehr erfasste mich auch die Romantik des Ganzen. Das Gefühl, das Boot unter den Füßen zu spüren, den Rhythmus, der von Ebbe und Flut vorgegeben wird, das endlose Blau – es war nicht mehr bloß ein Übel, das ich ertragen musste, sondern etwas, nach dem ich mich sehnte.

Heute kann ich mir nicht mehr vorstellen, an Land zu leben. Immer dieselben, sich nie ändern wollenden Räume, die geraden Wände, die im Wind kein Ächzen von sich geben. Ich sehne mich nach einer Verbindung mit den Elementen, nach dem Gefühl, von einem Boot im gegenwärtigen Augenblick verankert zu sein.

Der Ozean hat mich verändert – und durch *Ocean* hat er auch mein Schreiben beeinflusst.

Diese Reise war mehr als ein bloßes Abenteuer. Sie hat mir geholfen, meinen Platz auf dieser Welt besser zu verstehen, und mir beigebracht, das Blau des Ozeans zu lieben.

Polly Clark
OCEAN – GEFANGEN IM BLAU
Erscheint am 30. Mai 2025
im Eisele Verlag